

#4: Unser Krisenverhalten (unsere Krisenabwehr) reflektieren

Wenn es einen Ausnahmezustand gebraucht hat, um uns aufzurütteln, um das Beste, das in uns steckt, zu mobilisieren, da, hier ist er.

Amin Maalouf

Während wir in medizinischer Hinsicht das Virus erforschen und in soziologischer Hinsicht die Mechanismen der Krise zu entziffern versuchen, müssen wir zugleich aus sozialpsychologischer Perspektive unsere Wahrnehmung der Krise und unser Verhalten in ihr studieren. Mein Argument ist nicht, dass die Psychologie das politische Krisenverhalten erklären kann, sondern, dass wir auch diese psychologischen Faktoren mit berücksichtigen müssen, wenn wir versuchen, die Hintergründe des politischen Handelns nachzuvollziehen.

Das Virus zeigt uns, was wir wegen unserer spezialisierten und isolierten Denkweise normalerweise nicht sehen: die Komplexität unserer Welt, unsere gegenseitige Abhängigkeit und die unzähligen Interaktionen aller Bereiche – etwa zwischen Pandemie und Ökonomie. Das verschafft Einsichten, löst aber auch Unsicherheit, Angst und Panik aus. Daher ist die Leugnung des Problems eine naheliegende Ausweichstrategie. Wie sich daher schnell zeigt, bedeutet unsere Krisenverhalten zu reflektieren zunächst einmal, unsere Krisenabwehr zu erkennen und zu überwinden.

Psychologie des Weltuntergangs

In seinem Theaterstück *Der Weltuntergang* (1936) hat der österreichische Dichter Jura Soyfer ein vergleichbares Krisenmodell skizziert. Vor dem Hintergrund des Aufstiegs des Nationalsozialismus zeichnet er ein Szenario der ab-

soluten Bedrohung – nämlich die Gefahr der Auslöschung der Menschheit. Diese Extremsituation lässt das Verhalten von sozialen Gruppen und einzelnen Menschen besonders krass hervortreten. Jura Soyfer verfolgte mit dem Stück zweifelsohne zeitbedingte und ideologische Absichten. Er wollte damit die sozialen Beziehungen der kapitalistischen Klassengesellschaft kritisieren und die Mechanismen eines entfesselten Kapitalismus wie auch des aufkommenden Faschismus aufzeigen. Insbesondere ging es ihm darum, darauf hinzuweisen, dass es selbst in Momenten der größten Gefahr für die gesamte Menschheit keinen Zusammenhalt gibt, sondern sich die Einzelinteressen von herrschenden Klassen und privilegierten Gruppen unbarmherzig und zum Schaden aller durchsetzen. Es gibt immer etliche, die hoffen, aufgrund ihrer bevorzugten Position dem allgemeinen Schicksal auf Sonderwegen zu entkommen. Soyfer hat damit, über seine eigenen Intentionen hinaus, eine sozialpsychologische Modellstudie von Extremsituationen geschaffen, die eine gewisse allgemeine Gültigkeit beanspruchen kann. Soyfers märchenhafte Grundannahme bildet den Ausgangspunkt: Die himmlischen Mächte haben beschlossen, den Planeten Erde auszulöschen, weil auf ihm nur Zwietracht herrsche und er das interstellare System in Unordnung bringe. Der Komet Konrad wird mit der Aufgabe betraut, auf die Erde zuzurasen und sie in die Luft zu sprengen. In diesem Moment setzt die Handlung ein, die auf der Erde spielt und die Reaktionen der Erdenbewohner*innen schildert. Dabei lassen sich anhand von Soyfers Plot drei Phasen im Umgang mit der Krise ablesen: Die erste Reaktion ist Leugnung, dann kommt die Panik, und schließlich folgen hektische (aber kaum sinnvolle) Aktivitäten um jeden Preis. Als Professor Guck, der die Bahnen des Kometen beobachtet, die Welt alarmiert, glauben die Politiker den Warnungen des Wissenschaftlers nicht und machen *business as usual*. Als aber der Komet näherkommt und die Katastrophe unleugbar vor der Tür steht, bricht allgemeine Verzweiflung aus, die in keinerlei Solidarität mündet, um gemeinsam die Gefahr vielleicht doch noch abzuwenden. Weder zwischen den Staaten noch innerhalb der einzelnen Gesellschaften kommt es zu einer angemessenen Kooperation. Vielmehr schlagen die Reichsten noch einmal Profit aus der Situation, indem sie eine »Weltuntergangsanleihe« auflegen. Der Kapitalismus vermarktet auch noch seine eigenen Katastrophen. Einige Superreiche sind sogar bereit, in ein sündteures Raumschiff zu investieren, um sich individuell zu retten und alle anderen zurückzulassen. Schließlich kann nur ein Wunder den Untergang abwenden. Der Komet, ausgesandt, die Erde zu vernichten, verliebt sich in sie und verschont sie deshalb.

Das Stück ist ein indirekter, aber sehr eindringlicher Appell an die globale Solidarität.

Was kann Soyfers Parabel zum Verständnis der COVID-19 Krise beitragen? Mit ihr droht uns glücklicherweise kein Weltuntergang. Aber können wir die Verhaltensmuster, die der Dichter schildert – Leugnung, Panik, Aktionismus – nicht heute ebenfalls ausmachen? Als der Historiker Mike Davis 2005 mit seinem Buch *The Monster at Our Door: The Global Threat of Avian Flu* vor der Gefahr weltweiter Seuchen bei unzulänglichen Gesundheitssystemen warnte, wurde er nicht ernst genommen. Nun hat sich seine Voraussage »a destiny... we have largely forced upon« als Corona-Pandemie erfüllt. (Vgl. Davis 2020) Noch hartnäckiger und länger als bei Corona haben wir die Abfolge der drei Muster bereits bei der Frage des Klimawandels erlebt, wobei auch, ähnlich wie bei Corona, Ungleichzeitigkeiten in einzelnen Ländern und bei einzelnen Akteur*innen zu beobachten sind: Jahrzehntlang wurden die Warnungen der Wissenschaft in den Wind geschlagen, die Panik der jugendlichen Demonstrant*innen wurde nicht als Alarmzeichen erkannt, sondern als irrational verurteilt, und zu wirklich effizienten Maßnahmen haben sich weder die Staatengemeinschaft noch die Einzelstaaten bislang aufraffen können. Im Gegenteil, es werden jetzt wieder Stimmen laut, man möge doch *wegen Corona* die Erfüllung der Pariser Klimaziele besser weiter nach hinten verschieben. Es ist deshalb elementar, dass wir uns genauer mit unserem Krisenverhalten beschäftigen. Denn in einem Punkt unterscheidet sich unsere Realität sehr klar vom Theaterstück: Uns wird kein Wunder retten.

Der Psychologe Philip Strong hat die gesellschaftliche Reaktionen anlässlich der Aids-Krise in den 1980er Jahren untersucht, als sich das HIV-Virus sehr schnell und unerwartet ausbreitete und vielerorts Panik ausbrach. Er hat daraus ein Modell des psychologischen Verhaltens in Zeiten von Epidemien entwickelt, das bis heute als Standard gilt. Vor allem interessierte ihn, wie sich dieses Verhalten auf die sozialen Beziehungen und die gesellschaftliche Ordnung auswirkt, und er hat damit die *epidemic psychology* begründet. Nach wie vor berufen sich Psycholog*innen immer wieder auf Strong, um die Coronakrise besser zu verstehen. Der Psychologe betont, dass die Reaktionsweisen in Zeiten von Epidemien selbst eine epidemische Natur annehmen können, die zur Epidemie der Krankheit hinzukommt. Und es ist genau dieser Aspekt, der ihn beschäftigt. Dabei unterscheidet er analytisch – gar nicht so viel anders als Soyfer – drei in der Realität mit einander verbundene Idealtypen *psychosozialer Epidemien*, nämlich die Epidemie der *Angst*, des *Moralisierens* bzw. *Schulduzuweisens* und die des *Handelns*.

Eine Epidemie der Angst

Bleiben wir zunächst bei der Angst. Strong betont, dass diese Epidemien bei- nahe jeden und jede in einer Gesellschaft anstecken können, und zwar auch durch »Fernübertragung« (z.B. Fernsehen und soziale Medien) – genau das, was wir in der Coronakrise von Anfang an erleben konnten. Denn gerade zu Beginn weiß man nicht, wie schlimm es noch kommen wird, und neigt des- halb dazu, besonders übertrieben zu reagieren, was aber die Krise noch wei- ter verschärft. Wenn keine bewährten sozialen Antworten auf eine Krise zur Hand sind, werden nicht nur kluge Strategien zur Bewältigung der Epidemie entwickelt, sondern auch die abstrusesten Erklärungen und Verhaltensweisen finden Akzeptanz. Schließlich hat sich unser Alltag radikal geändert:

»Dinge, die wir nicht in Frage gestellt und schon gar nicht gefürchtet haben, wie der Türknauf und der Lichtschalter und der Griff des Wasserkessels, das Katzenfell und der Mantel des Gasts und das Geländer, stellen jetzt ein Infek- tionsrisiko dar. Vor einigen Wochen sprangen wir in die überfüllte U-Bahn und ärgerten uns nur über den vorbeiziehenden Gestank. Wir schüttelten uns die Hände. Wir kratzten uns bei Jucken seitlich an der Nase. Wir reis- ten, wann und wohin es uns gefiel, solange wir Zeit und Geld hatten.« (Apter 2020)

Die drastischen Veränderungen unseres Alltags haben, wie die Psychologin Terry Apter beobachtet hat, zu einem sehr unstabilen Verhalten geführt: »Die Menschen schwanken zwischen Angst und Selbstgefälligkeit. Sie übertreiben die Gefahr, um sie gleich darauf zu minimieren. Sie sprechen über die Zahl der Todesfälle durch die saisonale Grippe – weitaus höher als die Zahl der To- desfälle durch COVID-19 – und schlagen sich doch wieder die Nacht um die Ohren.« (Ebd.) Das besonders Problematische an diesem oft irrationalen Ver- halten des *homo sapiens-demens* (Morin/Kern 1999: 23) als Individuum besteht wohl darin, dass im Gegensatz zu anderen Situationen das persönliche Ver- halten nicht nur Auswirkungen auf die eigene Gesundheit, sondern auf die ganze Gesellschaft hat. Wer viel raucht, übermäßig Alkohol trinkt und sich nur von Fastfood ernährt, schadet zunächst einmal nur sich selbst. Wer aber die Abstandsregeln nicht beachtet, Hygienevorschriften nicht einhält und *hel- denhaft* die Covid-19 Gefahr herunterspielt, gefährdet damit vor allem andere Menschen bzw. die gesamte Allgemeinheit.

Dabei gibt es zweifelsohne eine Wechselwirkung zwischen privatem All- tagsverhalten und der Politik. Das sinnfälligste, wenngleich keineswegs ein-

zige Beispiel ist die Akzeptanz bzw. Verachtung von Schutzmaßnahmen wie Masken in den amerikanischen Bundesstaaten je nachdem, ob es sich um eine demokratische oder republikanische Mehrheit handelt. Die beiden Umweltwissenschaftler Philippe Descamps und Thierry Lebel (2020) sprechen bei ihrem Vergleich von Corona- und Klimakrise von sich wiederholenden Reaktionsmustern in der Krise, die durch die politisch-medialen Diskurs verstärkt werden: Missachtung des Problems, Aufregung, Erschrecken und dann – Vergessen. An der Coronakrise können wir diese zuletzt genannte Verhaltensweise, das Vergessen, bereits von Anfang an beobachten. Die Lockerungen der Sicherheitsmaßnahmen im Sommer 2020 in etlichen Ländern haben bereits viele veranlasst, so zu tun, als gäbe es keine Epidemie mehr, als habe es nie Vorsichtsregeln gegeben.

Aber so einfach ist das mit dem Vergessen nicht. Als Folge der Corona-Pandemie droht der Welt nach UN-Angaben auch eine massive Verbreitung psychischer Störungen. Selbst wenn das Virus unter Kontrolle sei, würden danach noch von der Krise ausgelöste »Trauer, Angst und Depression« Menschen und Gemeinschaften rund um den Globus beeinträchtigen, sagte UN-Generalsekretär António Guterres in einer Videobotschaft. (Wiener Zeitung, 14.5.2020)

Zu viel Angst, zu wenig Furcht?

Man sollte wohl zwischen einer Angst, die zu Panik führen kann, und einer berechtigten Furcht unterscheiden. Es ist sinnvoll, sich vor realen Gefahren zu fürchten und sich deswegen vor ihnen zu schützen. Diese Furcht macht wach und sensibel. Aber auch die negative Neigung zu Angst und Panik kann bisweilen die Wahrnehmung der Gefahr befördern. So stellt die Tageszeitung *Der Standard*, der gewiss keine Sympathien für die Freiheitliche Partei (FPÖ) nachgesagt werden können, bemerkenswerterweise fest: »Die Oppositionspartei scheint das Ausmaß der Coronakrise als Erste erkannt zu haben.« Dies möge, so Fabian Schmid im *Standard* weiter, damit zusammenhängen, dass die FPÖ schon seit jeher die Partei der Angstmacher ist. »Diese Politgarde ist ein Angsthasentrupp, der aus dem Fürchten gar nicht mehr herauskommt – vor der Überfremdung, vor der Globalisierung, dem linken Medienkartell und einer immer schlechter werdenden Welt«, zitiert der Journalist die Kommunikationsberaterin Christina Aumayr-Hajek. Angst als konstitutiver Bestandteil

ihrer Gesamtstrategie habe die FPÖ dazu gebracht, frühzeitig die Gefahr von COVID-19 ernst zu nehmen. (Schmid 2020)

Angst kann aber eben leicht auch epidemische Ausmaße annehmen und wird damit zugleich zu einer Epidemie des Misstrauens und damit der Schuldzuweisungen, dem zweiten der von Philipp Strong identifizierten Verhaltensmuster. Die Angst davor, angesteckt zu sein, führt zum Misstrauen, ob nicht *du* mich anstecken könntest und damit schnell zur Abwehr jedes *Anderen*. Wobei der Phantasie, wie die Übertragung erfolgen könnte, keine Grenzen gesetzt sind. So können Wellen der Angst und Panik aufkommen, auch wenn man zunächst oberflächlich nichts davon bemerkt. Irrationalität, Angst und Misstrauen führen auf diese Weise leicht zur Stigmatisierung von Einzelnen oder Gruppen, die als Träger der Krankheit verdächtigt werden. Der Mechanismus der Angstabwehr durch die Suche nach Sündenböcken und Gewalt gegen Minderheiten ist ja altbekannt. Die Mythen, Gerüchte und Verschwörungstheorien beziehen sich meist auf Außenseiter und Marginalisierte. In vielen Ländern sehen wir eine pauschale Verdächtigung von Fremden und Ausländer*innen, von Geflüchteten oder von Roma (»Die tragen das Virus unkontrolliert weiter!«), von Chines*innen (»Bei denen hat alles begonnen!«), oder einfach von Menschen aus dem Nachbarland, wo die Ansteckungsgefahr angeblich viel höher als daheim ist. Diese psychologischen Epidemien – und nicht bloß die medizinische Epidemie selbst – sind gefährlich und können bis zu einem Zusammenbruch der üblichen sozialen Ordnung führen. Doch die Situation lässt keine eindeutigen generellen Befunde zu. Wo das Krisenmanagement einigermaßen funktioniert, so scheint es, verfängt auch die Strategie der Sündenbocksuche weniger. Zum Beispiel brachte einem Wiener FPÖ-Politiker sein Versuch, Corona als »Asylantenvirus« hinzustellen, bloß weil es auch in einem Flüchtlingsheim mehrere Erkrankungen gegeben hat, wenig politischen Gewinn, dafür eine Anzeige wegen Verhetzung. (Die Presse, 5.5.2020)

Natürlich ist schnell die Frage aufgetaucht, warum die Angst vor Corona so viele Menschen so stark erfasst hat, während die Furcht vor dem Klimawandel und dem Artensterben – zwei Faktoren, die in unser Leben viel nachhaltiger eingreifen als die Pandemie – nur wenigen wirklich Kopfzerbrechen bereitet. Die Gründe dafür mögen vielfältig sein. Ein Hauptgrund ist sicher darin zu suchen, dass Corona bzw. eigentlich die Schutzmaßnahmen gegen die Ausbreitung der Seuche ganz plötzlich, unmittelbar und tiefgreifend unser Alltagsleben verändert haben, während die sich nähernde ökologische Katastrophe nicht in jedermanns Alltag so stark spürbar ist. Das ist aber keines-

wegs alles. Wie der Neurobiologe Gerald Hüther (2020a) darlegt, haben wir zumeist größere Angst nicht vor dem, was wir erleben, sondern vor dem, was wir uns vorstellen. Wir sind also »Gefangene unserer eigenen Vorstellungen«, wie Hüther es nennt. Damit besteht immer auch die Gefahr der medialen Lenkung unser Vorstellungen und der politischen Instrumentalisierung unserer Ängste. Diese mangelnde »Angstbalance« hängt wohl auch damit zusammen, dass die politische Klasse, was die ökologische Krise betrifft, immer noch nicht auf der Höhe der Zeit ist. Auch bei diesem politischen Versagen spielen, so Hüther, angstpsychologische Gründe mit:

»Wenn man große Probleme hat, sucht man sich irgendein Problem und greift das heraus und arbeitet sich an diesem Problem ab; dann verschwindet nämlich vorübergehend diese andere Angst. Das heißt, Corona ist möglicherweise das Ersatzschlachtfeld, das wir jetzt tapfer bekämpfen, weil es kaum auszuhalten ist, dass wir auf allen anderen Problemfeldern einfach nicht mehr weiterkommen.« (Hüther 2020b)

Ganz in diesem Sinne beklagt der italienische Publizist Paolo Rumiz, dass viele Menschen zu *wenig Angst* (im Sinne von Furcht) empfinden, das heißt, dass sie die realen Probleme nicht angehen. Er fasst die Enttäuschung über ihr Verhalten in bittere Worte: »Ich sehne mich nach der Quarantäne zurück.« Und er erläutert:

»Wenn ein Unglück über sie kommt, ändern Menschen sich oft. Sie bessern sich, und sei es aus Angst. Aber offenbar war die Tragödie nicht groß genug. Im Grunde sind wir wie das Virus, das seinen Wirt tötet und damit selber stirbt. Obwohl wir seit Jahrzehnten wissen, dass wir nicht so weitermachen dürfen, da das Ende von Mutter Erde auch unser eigenes Ende wäre, setzen wir unser Zerstörungswerk selbst jetzt nach der Seuche fort.« (Rumiz 2020: 10).

Persönliche Auswege oder solidarische Rettung?

Doch die Coronakrise hat, wie wir sehen, auch das Gegenteil von panischen Reaktionen mobilisiert: kaltblütige Einschätzungen der Lage, verbunden mit Empathie für die am ärgsten Betroffenen; systematische Konzentration auf das jeweilige Problem, bei gleichzeitigem Bemühen, alle Probleme insgesamt in ihrem Zusammenspiel zu beachten; ein kontrolliertes *Trial-*

and-Error-Vorgehen, unter möglicher Ausschaltung zu großer Risiken; ein verantwortungsvolles Handeln, im Bewusstsein, dass jeder Selbstschutz auch der Allgemeinheit nützt. Die Krise lähmt nicht nur, sie beflügelt auch die Kräfte.

Die leitende Parole, mit der sowohl an den Instinkt zum Selbstschutz wie auch die solidarische Rücksichtnahme auf die anderen appelliert wird, heißt *social distancing*. Es ist ein Verhalten, das allerdings unseren Intuitionen vollkommen widerspricht: In Zeiten der Not gehe *nicht* auf deine Nächsten zu, sondern halte dich von ihnen fern. Werbeslogans wie *Schau auf dich, schau auf mich* oder die anschauliche Losung vom *Babyelefanten*, um an das Abstandhalten zu erinnern, versuchen, diese Kluft zwischen Intuition und gebotenem Verhalten zu überbrücken. Allerdings erhebt sich die Frage, ob nicht bereits der Begriff *social distancing* eine falsche Botschaft transportiert. Es wird nicht von einem *physical distancing* gesprochen, das tatsächlich alternativlos ist, sondern mit dem Begriff *social distancing* ein Rückzug auf sich selbst suggeriert. Statt Solidarität also doch »jeder ist sich selbst der Nächste«? Ein spanischer Politikwissenschaftler sieht es genau so. Covid-19 habe uns nicht zusammengeschweißt, sondern bloß eine problematische Form individueller Verantwortung gefördert. Die alte (wirtschafts-)liberale Idee, dass das Gemeinwohl aus der Summe des Eigennutzes jedes einzelnen entstehe, habe auf vertrackte Weise eine neue Legitimierung gefunden:

»Doch gerade weil der planetarische Rückzug die ethischste Strategie zur Rettung der Leben der Schwächsten zu sein scheint und einen fast globalen Konsens erzeugt, ist es wichtig, darüber nachzudenken, was aus uns geworden ist, wenn wir unser Leben verlangsamen und uns aus dem Gemeinschaftsleben zurückziehen. Katastrophen haben in der Vergangenheit Gemeinschaften zusammengebracht und einen Geist des Wagnisses, des Trotzes und des Vertrauens in das menschliche Potenzial hervorgebracht; wohingegen zeitgenössische Ansätze zur Förderung der Widerstandsfähigkeit auf Selbstbeherrschung, psychosoziales Wohlergehen und Isolation ausgerichtet zu sein scheinen. Diese scheinen alles auf individuelle Gesten der Selbstbeherrschung zu reduzieren, die dazu beitragen können, die kommende Krise zu mildern, bis eine neue ausbricht.« (Bargués 2020: 2-3)

Der Einwand ist ernst zu nehmen, auch wenn er wohl einen Aspekt verabsolutiert. Jedenfalls ist er ein Hinweis auf unsere Verantwortung zur Selbstreflexion. Es liegt immer noch weitgehend an uns zu entscheiden, ob wir uns der Angst, der Suche nach Sündenböcken und *Schuldigen* hingeben wollen,

ob wir panisch reagieren oder völlig gleichgültig werden, oder ob wir Corona als Weckruf begreifen wollen, um den Zusammenhang zwischen unserer Lebensweise und unserer Anfälligkeit für Epidemien besser zu verstehen. Nicht nur, um uns vor dem Virus effizienter zu schützen, sondern auch, um unsere Lebensweise insgesamt zu ändern. Wenn wir uns für diese zweite Option, die Option der Zukunft entscheiden, müssen wir uns zunächst einmal genauer bewusst machen, worin die gegenwärtige Krise besteht. Wir werden schnell merken, dass es sich nicht um einzelne, isolierte Krise handelt, sondern um einen ganzen Krisenkomplex.

